Mutterliebe — ein heilig Amt.

—:—

Novelle von Anni Schürmann.

—:—

1.

Auf einer Reise nach Indien hatte er sie kennen gelernt. Er war Obersteward auf einem Dampfer des Norddeutschen Lloyd. Sie war als Stewardeß auf denselben Dampfer gekommen. Viele Mädchen hatte er auf seinen achtjährigen Fahrten kennen gelernt, daheim und draußen. Aber nie ein Weib, wie dieses Mädchen war. Das Personal der Seeschiffe setzt sich nicht aus den reinsten Elementen zusammen. Doch Elisabeth Schelling war unnahbar für alles Unreine und Unehrliche. Nicht stolz und hochmüthig, wie es zuerst den Anschein haben mochte, aber umgeben von der festen Mauer unverletzlicher Sitte, von einem Strahlenkranze keuschester Jungfräulichkeit. Ein seltenes Geschöpf, das die Unedlen mieden und das die Gutgesinnten magnetisch anzog. Wie viel hatte Hans Jensen ihr zu verdanken! Wie manches ernste Gespräch über Dinge, an die zu denken man im Berufe eines gehetzten Oberstewards keine Zeit mehr zu finden glaubte, wie manche Anregung und manche Vertiefung! Bis er eines Tages vor der Gewißheit stand, daß er dieses reinste und echteste Weib liebte von ganzem Herzen und von ganzer Seele. Er sagte es ihr. Sie schüttelte den Kopf und sah ihn verwundert an:

„Ich werde niemals heirathen. Ich bin der Liebe gar nicht fähig. Früher hatte ich wohl zuweilen solche Gedanken; aber jetzt bin ich längst darüber hinaus. Ich bin viel zu selbständig geworden im Laufe der Jahre und würde gar keine gute Ehefrau mehr werden können. Seien Sie vernünftig, Jensen, Sie hätten an mir eine unbequeme Gefährtin. Ich habe längst verlernt, meinen Willen dem eines anderen Menschen unterzuordnen. Und Liebe? Nein, die ist für mich nicht da."

„Wenn ich mir aber Ihre Liebe erringen will? Meinen Willen gegen den Ihren, Fräulein Elisabeth. Sehen wir zu, wer der Stärkere ist!"

„Liebe läßt sich nicht erzwingen, die ist ein freies Geschenk."

„Ich werde Sie lieben, bis Sie mir ganz von selbst dies freie Geschenk zu Füßen legen."

Sie schaute ihn auf einmal mit größerer Aufmerksamkeit an. Mit einem neuen Interesse, wie einen bisher Unbekannten. Und er gab ihr diesen Blick mit seinen offenen, ehrlichen Augen wieder.

„Sie sind ein wunderlicher Mensch, Jensen!" Lächelnd wandte Elisabeth sich ab.

Und dann ging das zähe Werben an. Bei ihr aber auch der zähe Widerstand. Sie nannte seine unermüdliche Liebe Eigensinn, und er gab ihr den gleichen Vorwurf zurück. Es waren seltsame Jahre, die sie auf dem Schiffe verlebten, sie in beständiger Abwehr, er in nie ermattendem Hoffen.

Dann wurde er krank. Malaria — und Lungenentzündung hinterdrein. In Bombay mußte man ihn zurücklassen. Da geschah das Unvermuthete, was keiner auf dem Schiffe zuerst glauben wollte: Elisabeth Schilling erklärte, bei dem Kranken bleiben zu wollen, man möge sich für diese Fahrt eine neue Stewardeß suchen.

Sie konnte ihn nicht allein in der fremden Riesenstadt lassen, sie selbst ordnete alles zu seiner Ueberführung ins englische Krankenhaus an.

Dort lag er wochenlang. Und sie besuchte ihn täglich. Sie hatte bei einer ordentlichen Witwe ein bescheidenes Stübchen gemiethet, dort harrte sie geduldig auf das Gesundwerden ihres Freundes, als den sie ihn schon lange betrachtete.

Dann konnte er endlich entlassen werden. Nicht weit von ihrer Wohnung hatte sie auch für ihn ein Stübchen gefunden. Dahin geleitete sie den immer noch müden Mann. Später ging sie täglich mit ihm spazieren, erst kurz, dann länger, wie es seine langsam zunehmenden Kräfte erlaubten.

Und plötzlich kam der jähe Rückfall. Er mußte sich erkältet haben, wo, das war bei Elisabeths großer Sorgfalt ein Räthsel. Als sie eines Abends vom Spaziergange zurückkehrten, bekam er einen Hustenanfall. Elisabeth befahl ihm dringend eine Schwitzkur an, um gleich bei der Erkältung vorzubeugen. Dann ging sie besorgt nach Hause.

In der Nacht wurde sie durch ein heftiges Klopfen geweckt. Ein Mann stand in ihrer Thür. Es war Jensens Stubennachbar.

„Fräulein, kommen Sie schnell zu dem Deutschen, er ist schwerkrank, hustet zum Ersticken und verlangt nach Ihnen. Kommen Sie schnell!"

In großer Hast kleidete sie sich nothdürftig an, fuhr in ihren Mantel und öffnete die Tür. Der Mann hatte gewartet und geleitete sie durch die menschenleeren Straßen nach dem Hause, in dem Jensen wohnte.

„Es thut mir leid, Fräulein, daß ich Ihnen nicht weiter helfen kann. Ich bin Maschinist und muß um vier Uhr pünktlich zum Dienst. Soll ich beim Doktor vorbeigehen?"

Elisabeth bat darum, dankte ihm verstört und eilte die Treppen hinan. Als sie eintrat, lag der Kranke still. Sie schritt lautlos näher. Beim matten Scheine des Nachtlämpchens sah sie die abgemagerten, müden Züge, sah, wie der blonde Kopf erschöpft in den Kissen ruhte. Er war eingeschlummert.

Geräuschlos ließ sie sich am Bette nieder. Die Taschenuhr auf dem Nachttisch tickte leise. Minute um Minute verrann. In Elisabeths Hirn jagten sich die Gedanken.

Wie unendlich schmerzhaft ist es, einen lieben Menschen leiden zu sehen, ohne ihm helfen zu können. Wie gern würde sie alles hergeben, um ihm die völlige Gesundheit zu erkaufen. Ja, wenn sie käuflich wäre. Sie beugte sich über den Schlummernden und horchte auf seine röchelnden, unregelmäßigen Athemzüge. Sie hätte ihn weich in die Arme nehmen, sie hätte sein müdes Haupt an ihrer Brust betten, sie hätte ihn einhüllen mögen mit lauter Liebe und Sorgfalt. Und in dieser stillen Stunde der Nacht, da sie so schweigend und lauschend saß, — da tauchte aus dem Grunde ihrer Seele eine große, überwältigende Erkenntnis:

„Mein Gott, ich liebe ihn ja!"

Unumstößlich, klar und leuchtend stand diese Einsicht vor ihr und erfüllte sie mit schauerndem Glück — aber auch mit Furcht und Zittern.

Am Bette des Geliebten sank sie erschüttert in die Knie:

„Mein Gott, jetzt liebe ich ihn! Jetzt, wo du ihn mir nehmen willst! O Herr, ich breche zusammen unter der Last — aber die Strafe ist nicht unverdient! Dies große, edle Herz stieß ich zurück, als es mir seine Liebe bot — aus Eigensinn habe ich mich gewehrt gegen ihn zwei lange Jahre hindurch. Frei wollte ich sein. Frei? Bin ich denn nicht mehr frei, nun ich ihm mein Alles schenke? Mit Willen dein eigen, Geliebter, so höre mich doch! Herr, ich wage nicht zu flehen: laß ihn mir! Mein Herr, wenn du ihn lieber hast wie ich — dann nimm ihn hin!"

Da regte sich der Kranke und schlug langsam die Augen auf.

Elisabeth richtete sich schnell empor, aber er hatte es doch gesehen, daß sie auf den Knien lag. Er sagte nichts, er blickte sie nur mit unsäglicher Liebe an. Dann mußte er von neuem husten, daß die Adern an seinen Schläfen zu zerspringen drohten. Er hatte sich im Bette aufgerichtet, seine Brust arbeitete mühsam, und der Schweiß drang ihm aus allen Poren.

Endlich sank er entkräftet zurück. Elisabeth brach fast das Herz bei dem jammervollen Anblick. Sanft wischte sie ihm die Tropfen von der Stirn. Da klopfte es, und der Arzt erschien auf der Schwelle. Er sah etwas verschlafen aus und ein wenig ärgerlich, ob der nächtlichen Störung, untersuchte Jensen aber doch sorgsam und schüttelte dann bedenklich den Kopf.

„Morgen früh sofort ins Krankenhaus, eine Lungenentzündung ist im Anzuge. Es scheint mir, als habe er eben eine überstanden und dies sei ein Rückfall?"

Elisabeth nickte wortlos.

„Haben Sie jemand zum Schicken?"

Das Mädchen verneinte.

„Gut, so werde ich Sorge tragen, daß der Krankenwagen morgen früh hier ist. Packen Sie ihn warm ein für den Transport. Und sorgen Sie, daß er jetzt möglichst etwas schläft."

Damit ging er. Sie blieb allein bei dem Kranken, der, von der Untersuchung erschöpft, theilnahmlos dalag. Die Gedanken kamen und gingen; endlos dehnten sich die Stunden des grauenden Morgens.

Wie würde es werden? Was barg die Zukunft für sie und für ihn?

— — — — — — — — — — — —

Wieder lag Jensen vier Wochen im Krankenhause. Vier Wochen voll banger Sorge und Noth. Und dennoch kämpfte er sich endlich hindurch. Langsam setzte die Genesung ein, so langsam, wie die Blumen sich entfalten. Wir können es nicht sehen, wir merken nur, wie die Knospe immer mehr schwillt und wie auf einmal eine Blüthe da ist, wo erst nur ein winziger Ansatz war. Wie sie sich entfaltet hat, das ist uns verborgen geblieben.

Die Aerzte selbst schüttelten staunend ihre gelehrten Häupter und gaben ehrlich zu, hier habe Gott ein Wunder gethan, und es sei gerade, als habe er einen Todten zu neuem Leben erweckt.

„Sie haben einen gesunden Kern in sich, Meister Jensen, sonst wären Sie jetzt ein todter Mann."

Dann lächelte Jensen und erzählte, wie er aus einer kernigen Großbauernfamilie im Rheinland stamme. Seine Mutter sei ein altes, aber noch immer urgesundes Frauchen, während sein Vater durch einen Unglücksfall früh aus dem Leben geschieden sei.

Und waren die Aerzte aus dem Zimmer gegangen, dann legte Hans den Arm um Elisabeths Schulter, zog den braunen Kopf nahe zu sich heran und flüsterte ihr ins Ohr:

„Nicht wahr, Liebstes, sie brauchen es nicht zu wissen, weshalb ich genesen bin? Du hast es mir verbergen wollen, daß du f ü r m i c h auf den Knien lagst! Aber ich habe es doch gesehen. Und das Bewußtsein deiner Liebe trug mich durch die schweren Stunden hindurch und gab mir einen unbesieglichen Willen zum Leben. Zum Leben und zum Glück!"

Elisabeth kniete an seinem Sessel und er konnte das Wunder nicht begreifen: da lag das stolze, trotzige, eigenwillige Haupt an seine Brust gelehnt und horchte, wie das Herz da drinnen pochte: „Nur für dich! Nur für dich!" In weltvergessener Seligkeit hielt er sie umschlungen.

„Liebstes", flüsterte seine Stimme leise und weich, „weißt du noch, wie ich so hochmüthig zu dir sagte: ich will mir deine Liebe erringen?"

Sie nickte nur und sah ihn leuchtend an. „Nun ist es anders gekommen, wie ich gedacht. Errungen habe ich deine Liebe zwar, aber ohne mein Zuthun. Geschenkt ist sie mir, rein geschenkt in Zeiten der hilflosesten Schwäche, da ich sie nicht einmal begehren konnte!"

Sie schüttelte lächelnd den Kopf und sah ihm tief in die Augen.

„Geschenkt hat Gott dir mein Herz wohl, aber nicht ohne dein Zuthun. Deine große Liebe hatte mich lange schon bezwungen — ich sträubte mich nur. Aber wo du mir sterben wolltest, da kam es mir zum Bewußtsein, da wurde es stärker wie ich. Und nun kann ich nie mehr zurück!"

„Nie mehr, mein Liebstes?"

„Nie mehr!"

II.

Lachender Frühlingssonnenschein lag über dem weiten, grünenden Bauernhofe. All die vielen Obstbäume streckten ihre blüthenbeladenen Zweige in die klare Luft. Lauter duftende Blumensträuße, mit süßen Hoffnungen für den Herbst: auf ein Fruchttragen, Wachsen und Reifen.

Die goldenen Sonnestrahlen legten sich mit warmem Kosen um die Mauern und Dächer des großen Bauerngutes.

Sie legten goldenen Glanz auf die weite grüne Wiese mit ihren tausend zierlichen Gänseblümchen und auf die zahllosen, duftenden Blüthenbäume.

Und ein Singen und Klingen war in der Luft, wie von kommendem Glück.

Unter den Bäumen saß eine alte silberhaarige Frau. Sie hatte die Hände mit dem Strickzeug im Schoße liegen und sah mit den alten Augen verträumt in die Ferne.

Die alte Frau lachte leise vor sich hin: „Hans war immer anders als die andern vier. Die sitzen hier auf der Scholle und sind zufrieden damit. Der Hans hat immer die Welt kennen lernen wollen. Schon als ganz kleiner Bub hat er geklagt: „Ach, Mutter, wär' ich ein Vogel! Ich möchte die ganze weite Erde sehen." Ich hab' es gewußt von seiner Kindheit an, daß er seine Wanderjahre haben würde! Und dann kam die Geschichte mit der Helene dazu. Er hatte sie von Herzen lieb, und sie lachte seiner Liebe, sie war wohl noch zu unreif und zu jung. Das ist ihm arg nah gegangen, wenn er auch nicht davon sprach. Sein junger kühner Mannesstolz hatte schwer dran zu tragen. Ich wußt' es wohl, daß er auch darum ging. Nun kreuzt er schon acht Jahre auf dem Meere herum. Er ist was Tüchtiges geworden. Als ein ganzer Mann kommt er nun bald nach Haus! Mit einer großen Freudebotschaft für mich, hat er geschrieben. Ob er jetzt eins ist mit der Helene? Ob sie einen Brief von ihm hat? Sie hat ihren Sinn geändert, ich ahne es wohl. Wie freu' ich mich auf den Hans!

Da öffnete sich das Pförtchen, das zum Bauernhofe führte. Eine junge Mannesgestalt kam zögernd näher und blieb beim Anblick der Greisin im Silberhaare stehen.

Man sah wie es in seinen Zügen kämpfte — in den Zügen, welche dieselbe Reinheit, dieselbe Offenheit widerspiegelten wie die der alten Frau.

Jetzt schweifte ihr Blick aus der Ferne zurück und haftete sich wie von unsichtbarer Gewalt gezogen auf den Wartenden.

Sie schrak nicht zusammen, sie stieß keinen Schrei der Ueberraschung aus — sie lächelte nur ein unsagbar glückliches Lächeln und öffnete die Arme weit.

Da kam feuriges Leben in die wartende Gestalt: der Sohn warf sich in die Arme der Mutter.

Sie waren beide seines Wortes mächtig. Die alte Frau blickte nieder auf ihren Sohn, sie streichelte die weiche Haarflut auf seinem Haupte.

Dann sagte sie langsam und weich: „Mein Jung! Ich wußte, daß du wiederkommen würdest. Ich wartete täglich auf dich, auch eben noch. Nun bist du da, nun ist alles gut!"

Er hob das Gesicht — die klaren Augen standen voll Tränen.

„Mutter, verzeihst du mir? Es war doch ein Schmerz für dich, daß ich ging. Und daß ich acht Jahre draußen blieb!"

„Du warst anders wie die anderen, mein Jung'. Du mußtest auch anders erleben. Nun ist alles gut, wo du doch wiedergekommen bist. Nun mußt du morgen zu Helene. Sie wartet auch auf dich."

„Wer, Mutter?" Seine Augen blickten wieder auf.

„Weißt du's denn nicht? Helene hat dich lieben gelernt, seit du fort bist. Sie spricht nie davon, aber ich hab' es doch gemerkt. Wenn ich von dir erzähle, dann fängt sie an zu glühen wie ein rotbäckig Aepfelchen. Die Zeiten haben sich geändert; es steht dir nichts mehr im Weg! Und weißt du, wie ich mir die Zukunft denk'? Wenn Helene jetzt dein eigen wird, dann bleibst du hier, sie erbt ja ihres Vaters Hof. Dann hab' ich dich für immer wieder!"

Der Sohn schaute sie noch immer groß an. Helene? Hatte er sie wirklich einst geliebt? Jetzt, wo eine Elisabeth sich ihm zur Braut gegeben, schien es ihm unfaßlich, daß er einst an eine Helene gedacht. Und nun stand es so? Und nun sollte er seine Mutter gleich bei der Wiederkehr enttäuschen? Er biß sich schmerzlich auf die Lippen, aber noch wollte das entscheidende Wort nicht darüber hinweg.

Dann stand er auf, und an seinem Arme ging die alte Frau gebückt, aber mit verklärtem Gesicht dem Hause zu.

Die Geschwister hatten ihn auf seinen Wunsch allein zur Mutter gehen lassen. Nun aber gab es ein freudiges Begrüßen, ein Fragen und Erzählen, — jeder wollte den Heimgekehrten gern für sich haben.

Als der erste Ansturm vorüber war, erhob sich die alte Frau von ihrem Sitze und schritt langsamen Ganges hinaus.

Hans bemerkte es, und blitzschnell kam ihm der Gedanke:

„Sag es ihr jetzt, sobald wie möglich! Es darf nichts ungeklärt sein zwischen uns."

Er erhob sich und folgte der Mutter. Sie stand auf der Schwelle zur Milchkammer. Als die schnellen Schritte hinter ihr hörbar wurden, wandte sie sich lächelnd um:

„Mein Jung', ich muß hier eben zum Rechten sehen, das that' ich immer um diese Zeit."

Er trat schweigend mit ihr ein und schloß die Türe zu. Dann zog er Elisabeths Bild aus der Tasche und reichte es der Alten ohne ein Wort.

Sie schaute zuerst in seine bittenden erwartungsvollen Augen und dann auf das Bild.

Eine Pause entstand, in der sie es sehr aufmerksam betrachtete, Zug um Zug, dann fragte sie leise:

„Ist sie d a s, mein Jung'?"

„Ja, Mutter, das ist sie!"

„Dann will ich vorhin nichts gesagt haben. In Gottes Namen sei es so!

Tief erschüttert stand Jensen vor der schlichten Seelengröße seiner Mutter. So lange Jahre hatte sie ihren Lieblingsplan genährt und still auf seine Erfüllung geharrt. So lieb war er ihr geworden, daß sie gleich nach den ersten Minuten des Wiedersehens ihren Hans daran erinnern mußte.

Und so gab sie ihn auf, ohne Fragen, ohne Forschen, ohne Zweifel. So vertraute sie ihm!

„Mutter —" flüsterte er, „woher kannst du — so" — so groß sein?"

„Nennst du es groß?" erwiderte sie mit ruhiger Stimme. „Ich hab' mit Gottes Hilfe meine Kinder so erzogen, daß ich ihnen in allen Dingen vertrauen kann. Du wirst mir keine Unwürdige bringen. Das sagt mir auch ihr Bild."

Jensen sagte nichts mehr. Er schaute nur seine Mutter an, und sie schaute ihn wieder an, und jeder war in tiefster Seele stolz darauf, daß der andere zu ihm gehörte.

Amiens.

—:—

Aus den Erinnerungen einer alten Frau.
Von Adelheid.

—:—

Die Schreckensnachricht, daß General von Manteuffel die 30,000 Mann starke Nordarmee der Franzosen geschlagen habe, durcheilte gleich einem Sturmwind die Straßen von Amiens und versetzte die Einwohner in großen Schrecken. — Manchen schien es unmöglich, daß General Farre mit seinen Franzosen sich habe schlagen lassen; aber es war ja doch eben geschehen; und Geschehenes kann nicht geändert werden. — Man hörte in der Stadt Jammer über Jammer. Noth über Noth; alle Menschen, ob tapfer, ob feige, verloren in diesen Tagen jeden Muth; es wird erzählt, daß sich die Frauen in Bodenkammern, Kellergewölben oder sonstigen Verstecken verbargen, um nicht den "rohen Prussiens" — wie sie sagten — in die Hände zu fallen.

Der 28. November, ein kalter, frostklarer Tag, den die Sonnenstrahlen nur wie ein Hauch erwärmten, brach heran und mit ihm wuchsen die bangen Sorgen um das Schicksal der Stadt. Würde der Feind im Triumph einziehen und alles vernichten, würde er, von seiner Kraft und Ueberlegenheit durchdrungen, alles niedertreten, was ihm in den Weg kam? — Wie sollte man sich verhalten? — Ein schmerzliches Zagen und Trauern, gemischt mit sprühendem Haß, war in jedem Antlitz zu lesen.

Als aber gedämpfter Trommelklang, allmählich lauter werdend, in die Stadt einzog und aus vielen Instrumenten und vielen heiseren, ermüdeten Kehlen das liebliche Lied: „Ich bitt' euch, liebe Vögelein, will keins von euch mein Bote sein" erscholl, da verließen alle ihre Verstecke und lauschten, mit einer gewissen Ehrfurcht vor ihrem Besieger, diesem Liedchen.

Wehmuth u. Rührung schlichen sich in manch haßerfülltes Frauenherz, als die tapferen Königsberger und Rheinländer unter Führung des Generals von Göben, mit zerrissenen Röcken, durchlöcherten Stiefeln, verbundenen Köpfen und viele sich aneinander stützend, durch die Straßen zogen. Es war ein Trauerbild, wie die armen Truppen von den verschiedenen Leiden des Krieges mitgenommen waren.

Nein! Leute, die so schöne, herzergreifende Weisen als Boten in eine eroberte Stadt schicken und die so hellblickende, zuversichtliche Augen haben, das können keine Barbaren sein!

Das einfache Liedchen hatte eine große Beruhigung über die aufgeregten, verängstigten Gemüther gebracht; denn trotz der empfindlichen Kälte öffnete sich hie und da ein Fenster und manch grünes Blatt, manch später Blüthenzweig flatterte heimlich auf die siegreich einziehenden Feinde herab.

Der Haß, der in den Frauenherzen geschlummert hatte, war der Bewunderung gewichen, und wenn die schlanken blonden Helden es sich einfallen ließen, einmal in die Höhe zu schauen, traf sie meist ein theilnahmsvoller, warmer Blick.

Da Haß und Liebe, wie bekannt, nicht weit von einander wohnen und namentlich bei den Frauen der Nordfranzosen die Liebe und das Mitleid über dem Haß stehen, so war es auch hier kein Wunder, wenn die glühenden Augen der Schönen von Amiens sich sekunden-, ja minutenlang in die ruhigen Augen der Germanen versenkten, um den wahren Charakter der feindlichen Rasse zu ergründen, worüber die Deutschen aber flüchtig, ja nichtachtend hinwegglitten; denn wie die Sonne zu schwach war, ihre halberfrorenen müden Glieder zu erwärmen, so waren auch die dunkel glänzenden Augen der berückendsten Frauen nicht fähig, die kriegerisch gesinnten Herzen der „blauen Kinder" höher schlagen zu machen.

Einer aber verstand es, in den traurigen Augen eines lieblichen Mädchens eine ganze Welt zu entdecken, und diese Welt wollte er für sich ganz allein erobern. —

Hauptmann Karl von der Marr kam, sah und siegte in jedem Sinne! Nach bevor die Truppen weiter zogen, hatte er sich mit Cecile de Champaigne — deren Vater bei Mars-la-Tour gefallen war, was sie allerdings erst sehr viel später erfuhr — verlobt, um, wenn der Friede käme, sie nach seiner Heimath zu holen.

Und was Karl von der Marr versprach, hielt er auch treulich. Am 10. Oktober 1871 führte er seine junge Frau in sein väterliches Schloß ins schöne Thüringer Land. Zwei Söhne, die der Liebesehe entsprossen, halfen ihnen ihr Leben glücklich und zufrieden verbringen, bis Karl in den letzten Krieg auszog, aus dem es keine Rückkehr gibt.

Cecile hat die Deutschen stets geliebt, obgleich sie ihr den Vater getödtet hatten.

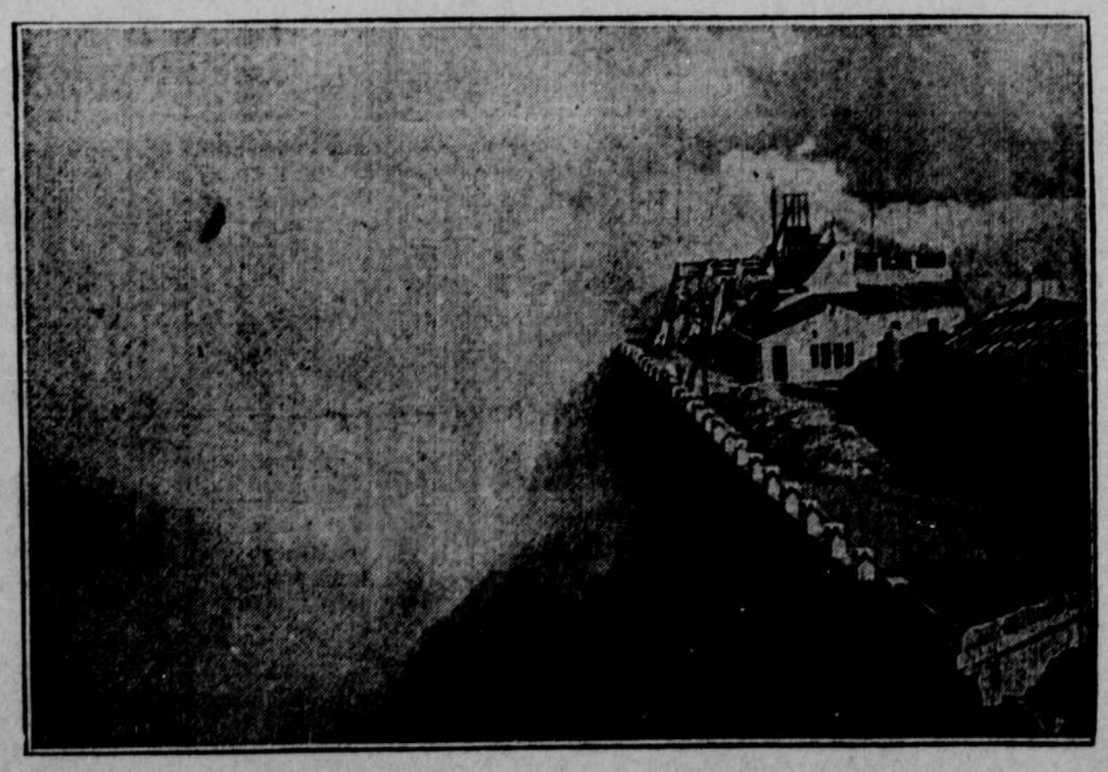
*

Wie Rossi eine Speisekarte spielte.

Von dem großen italienischen Tragöden Ernesto Rossi erzählte ein guter Kenner des italienischen Theaters, der französische Schriftsteller Jean Dornis, jetzt eine hübsche Geschichte. Eines Abends, als er mit einigen Kunstgenossen speiste, kam die Rede auf die mimische Kunst und auf die Bedeutung des Ausdrucks in der Stimme, und Rossi vertrat die Ansicht, daß Mimik und Stimme allein eine so gewaltige Wirkung auszuüben vermöchten, daß es dabei auf den vorgetragenen Text nicht ankomme. Zum Beweise seiner Ansicht machte er sich anheischig, die — Speisekarte, die auf dem Tische lag, vorzulesen oder vielmehr sie vorzuspielen. Er verpflichtete sich, seine Zuhörer durch den bloßen Klang der Stimme und den mimischen Ausdruck seines Gesichts zum Weinen über die Speisekarte zu bringen. Eine Wette wurde geschlossen und Rossi begann mit ganz einfachen und breiten Accenten, bis seine Stimme anfing, zitternde Furcht anzudeuten, um sich dann zum Ausdrucke des Schmerzes zu erheben. Hier war seine Macht über die Zuhörer bereits so groß geworden, daß sie obgleich es sich doch nur um Suppe un Gemüse handelte, einander ganz bestürzt, ansahen. Als aber Rossi weiter ging, stöhnte und schließlich mit verzerrten Zügen in Thränen ausbrach, da füllten sich auch die Augen seiner Zuhörer mit Thränen. Rossi hatte gewonnen. Wenn die Geschichte wahr ist, so bildet sie das Seitenstück zu dem Triumph, den Garrick davontrug, als er eine Fußbank in seine Arme nahm und mit diesem Reauisit die Szene einer ihr todtes Kind beklagenden Mutter darstellte. Auch er, so wird berichtet, wußte sein anfangs lachendes Publikum durch diese Darstellung auf das tiefste zu ergreifen.

Das Brockengespenst.

Jene merkwürdig beleuchteten Nebelbilder, die man zunächst auf dem Brocken beobachtet hat und die davon den Namen Brockengespenst erhalten haben, bieten ein so phantastisch grandioses Schauspiel, wie es sich die Phantasie nicht wunderbarer und zauberhafter vorstellen kann. Der Brocken, seit altersher der Mittelpunkt mythologischen Hexen- und Teufelswesens, legte den Gedanken nahe, daß sich in diesen riesigen, schattenhaften Gebilden der Geist des Zauberberges erhebe, der im Morgengrauen oder in der Abenddämmerung über seine Gipfel schreite. Aber das Brockengespenst ist nicht etwa nur auf den Schauplatz der Faustischen Walpurgisnacht beschränkt, sondern findet sich überall in der Welt, hauptsächlich auf Bergen; es hat auch andere Namen erhalten, wie z. B. „Kreis von Ulloa", nach den sich bildenden eigenthümlichen Lichtringen. Das erste Mal, daß dieses atmosphärische Phänomen beobachtet wurde, ist wohl in das Jahr 1744 zu setzen, wie J. Loisel in einem Aufsatz über das Brockengespenst in der „Nature" anführt. Die Reisenden Bouguer und la Condamine beobachteten eine solche Erscheinung während ihres Aufenthalts in Peru auf dem Gipfel des Pambamaraca. „Eine Wolke, die uns zunächst ganz eingehüllt hatte und sich dann zerstreute, ließ uns die aufsteigende Sonne sehen, die strahlend leuchtete. Eine Nebelwand wogte von der anderen Seite herüber; sie war nicht dreißig Schritt entfernt, als jeder von uns seinen Schatten auf ihr projizirt sah, und zwar nur seinen eigenen, weil die Wolke keine eigentliche Oberfläche darbot. Die geringe Entfernung erlaubte uns, alle Theile des Schattens zu unterscheiden; man sah die Arme, die Beine, den Kopf; aber was uns in Erstaunen setzte, war, daß dieser letztere Theil des Körpers, mit einem Lichtschein oder Aureole geschmückt war.



Eine photographische Aufnahme des „Brockengespenstes".